

ANDREAS HOCK

I THINK I SPIDER

VOM SINN UND UNSINN
DES ENGLISCHEN
IM DEUTSCHEN



DUDEN

INFRONTWORD



Unsere deutsche Sprache hat schon viele Entwicklungsstadien durchlaufen, seit sie sich vor ungefähr 1.300 Jahren aus den anderen germanischen Sprachen als eigenständige Form herausgebildet hat. Sie veränderte sich durch etliche Lautverschiebungen, durch Stammswanderungen, durch die Einführung unserer Familiennamen, durch die Entwicklung des Buchdrucks und damit des Schrifttums, durch Kriegszüge und auch durch die Kirche – und natürlich vor allem durch die Einflüsse anderer Sprachen. Manches davon war aus sprachhistorischer Sicht wichtig und zukunftsweisend, anderes brachte mehr Schaden als Nutzen. Aber eines ist sicher: Ohne all diese Veränderungen wäre die deutsche Sprache nicht das, was sie allen – durchaus auch meinen eigenen – Einwänden gegen zu viele äußere Einflüsse zum Trotz noch immer ist: eine der bedeutendsten und zugleich wortreichsten Sprachen der Welt.

Natürlich müssen wir an dieser Stelle gleich ein bisschen Wasser in die Buchstabensuppe gießen, denn von den rund 500.000 Wörtern, die der *Duden* unserem Alltagswortschatz zurechnet, benutzen wir nicht allzu viele: Knapp 70.000, so schätzen Experten, sind es lediglich. Und wenn man dem ein oder anderen Zeitgenossen auf der Straße, in der U-Bahn oder im Fernsehen bisweilen zuhört, dann lässt sich vermuten, dass es einige Mitbürger gibt, die noch mit weitaus weniger Wörtern auskommen und trotzdem problemlos überleben.

Auf der anderen Seite gibt es inzwischen an die 5.000 anerkannte Anglizismen, von denen viele fast wie selbstverständlich die entsprechenden einheimischen Wörter verdrängt haben. Manchmal ist das unabdingbar, wie im Falle der vielen Neologismen, ohne die wir uns schon sehr schwertäten, technische Neuerungen wie den *Computer* oder den *Download* trefflich zu beschreiben. Andere wie das *Factory-Outlet* oder die *Repeat-Funktion* sind einfach nur unnötig.

Durchmischt jedenfalls wurde das Deutsche schon immer: Zuerst waren es das Griechische und das Lateinische, deren Begrifflichkeiten Einzug hielten in unseren Sprachschatz; hauptsächlich weil die Römer mit den Germanen meinten, Krieg führen zu müssen – und ihnen, außer jeder Menge Ärger, auch zahlreiche Begriffe bescher-ten, die wir heute noch verwenden, ohne dass es uns besonders auffällt. Sogar unsere schöne Woche samt ihrer so deutsch klin-genden Bezeichnungen Montag, Dienstag, Donnerstag, Freitag und Sonntag haben unsere Vorfahren von den Invasoren aus dem Süden übernommen. Diese hatten ihre Tage nämlich längst nach den Planetengöttern benannt, während man sich hierzulande immer wieder aufs Neue freute, dass die Sonne überhaupt wieder aufging, nachdem sie wenige Stunden zuvor wie von Geisterhand hinter dem Horizont verschwunden war. Nur der Samstag stammt weder von einer römischen Gottheit noch von der Kinderromanfigur Sams ab, sondern vermutlich vom jüdischen Sabbat – und der Mittwoch als nicht besonders einfallsreiche Bezeichnung für die Wochenmitte ist gar eine rein deutsche Erfindung: Sie wurde im zehnten Jahrhundert von der katholischen Kirche eingeführt, weil sie es nicht guthieß, dass dieser Tag dem Götterboten Mercurius gewidmet war, was in

FROM CAKES AND BOTTLES

Was Deutsch und Englisch gemeinsam haben



Vermutlich wäre vieles einfacher auf der Welt, würden wir alle nur eine einzige Sprache sprechen. Nicht nur, weil dann die meisten Integrationsprobleme gar nicht erst entstehen würden. Man könnte in Venedig einen Einheimischen nach einem Café fragen, in dem eine Tasse Kaffee weniger als zehn Euro kostet. In einem Pariser Lokal wäre man in der Lage, ein Mittagessen zu bestellen, ohne vom Kellner ignoriert zu werden. Und in Peking könnte man sichergehen, dass man nur dann einen Hund auf dem Teller vorfindet, wenn man ihn denn auch bestellt hat. Selbst kriegerische Auseinandersetzungen müssten nicht mehr aufgrund von sprachlichen Missverständnissen geführt werden – wie im Falle des Telegrammwechsels zwischen Zar Nikolaus II. und Kaiser Wilhelm II., der 1914 den Ausbruch des Ersten Weltkriegs zumindest begünstigt hat: Nikolaus hatte darin seinem deutschen Regentenkollegen auf Englisch mitgeteilt, Russland habe sich zur Generalmobilmachung entschlossen – was ohnehin zu erwarten gewesen war. Wilhelm aber übersetzte das Wörtchen

QUAND LE FRANÇAIS ÉTAIT À LA MODE

Warum alles auch anders hätte kommen können



Wenn man während des alltäglichen *Business Lunch* so vor sich hin *brainstormt* und mit dem *Headset* im Ohr die *To-do-List* für den restlichen Tag durchgeht, dann vermag man sich kaum vorzustellen, dass die englische Sprache vor gar nicht allzu langer Zeit für unsr-eins beinahe so exotisch war wie, sagen wir mal, Kabardinisch, Zaza oder Bambara. Denn anstelle von Englisch beherrschte damals eine andere europäische Fremdsprache den deutschen Alltag und verdrängte dabei viele einheimische Begriffe und sogar ganze grammatische Formen: Rund drei Jahrhunderte ist es her, dass der Einfluss des Französischen auf unsere Sprach- und Umgangsformen derart massive Ausmaße annahm, dass besorgte Gelehrte an den neu gegründeten Sprachakademien seinerzeit »Alarm« schlugen; übrigens auch ein Wort, das sich – über die italienische Urform *Allarme* –

THE MUHLENBERG-LEGEND

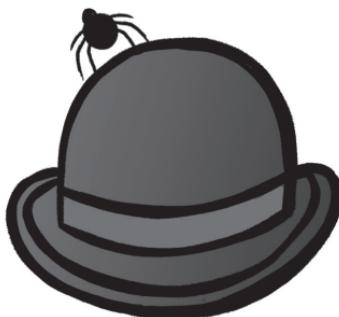
Wie Deutsch möglicherweise vielleicht beinahe fast Amtssprache in den USA geworden wäre



Es gibt zwei gängige Arten, wie sich eine Sprache außerhalb des ursprünglichen Territoriums, in dem sie gesprochen wird, verbreiten kann: durch Völker- beziehungsweise Auswanderung. Oder, etwas weniger friedlich, durch Eroberung. In beiderlei Hinsicht waren dem Deutschen keine besonders nachhaltigen Erfolge vergönnt – obwohl im Laufe der Weltgeschichte durchaus einige Male wenigstens theoretisch die Möglichkeit bestanden hätte, dass unsere Ausdrucksweise auch ebendiese von Menschen fernab des eigentlichen Sprachraums geworden wäre, der heute vorwiegend die etwas mehr als 100 Millionen Einwohner Deutschlands und Österreichs, drei Viertel der Bevölkerung Südtirols und des deutschsprachigen Teils der Schweiz sowie des Fürstentums Liechtenstein umfasst. Nun sind 100 Millionen nach einer so viele Jahrhunderte währenden Sprachhistorie einerseits natürlich eine durchaus stattliche Anzahl an Sprechern, verglichen etwa mit Aramäisch, das dereinst vor knapp

MEANINGLESS UNTIL 1923

Wie das Englische überhaupt unsere dominierende Fremdsprache werden konnte



Aufgrund der Rolle, die das Englische heutzutage in unserem Alltag einnimmt, könnte man annehmen, dass Englisch schon lange die wichtigste Fremdsprache bei uns ist. Doch das ist ein Trugschluss: Erst 1923 löste Englisch das konkurrierende Französisch als erste Fremdsprache an den weiterführenden Schulen ab. Dieses Jahr, in dem Gustav Stresemann Reichskanzler wurde, Adolf Hitler zu putschen versuchte und die Reichsmark einen dramatischen Wertverlust verzeichnete, kann also aus heutiger Sicht als Wendepunkt dessen angesehen werden, wie das Englische und das Französische in Deutschland wahrgenommen wurden. Bis dahin konnte der durchschnittliche deutsche Pennäler zwar problemlos die französischen Wochentage von *Lundi* bis *Dimanche* aufzählen sowie Floskeln wie *Bonjour*, *Au Revoir* und *Excusez-moi* aufsagen, verstand aber bei einer englischen Frage oftmals nur *Railway Station*.

IT SOUNDS LIKE A TYPEWRITER

*Weshalb unsere Sprache für fremde Ohren
so hart klingt – und was das bedeutet*



Ob unser Deutsch nun schön ist, liegt vermutlich im Auge des Be-trachters. Oder besser gesagt: im Ohr des Zuhörers. Dem einen ge-fällt das Gedicht »Mensch« von Matthias Claudius, dem anderen das Lied »Mensch« von Herbert Grönemeyer und wieder anderen der Titel »Mensch« des Hip-Hoppers B.Rich. Alle drei Künstler bedienen sich derselben Sprache – und hätten doch keine unterschiedlicheren Texte gleichen Namens verfasst haben können. Doch während sich über individuellen Geschmack entweder erbittert oder eben gar nicht streiten lässt, stellt sich eine ganz andere Frage die Ästhetik des Deutschen betreffend: Benutzen wir am Ende deshalb so viele englische Entlehnungen, weil wir unsere eigene Sprache nicht mehr leiden mögen? Und falls ja – woran könnte das liegen?

FREIBIER, KINDER-GARTEN AND GEMÜTLICHKEIT

Was die englische Sprache von uns übernommen hat



Die rund 5.000 Anglizismen, die laut offizieller und sicherlich eher vorsichtiger Schätzung in unserer Sprache vorhanden sind, erstrecken sich längst auf alle Lebensbereiche. Die Liste reicht von A wie »abchecken« bis hin zu Z wie »Zoom« am Ende des Alphabets. Vieles davon könnte man ebenfalls auf Deutsch ausdrücken – wie etwa das Wort *Highlight*, das seinen »Höhepunkt« hoffentlich langsam überschritten hat; das Wort *Feedback*, das als »Rückmeldung« mindestens ebenso wirkungsvoll ist; das *Event*, dessen Unterhaltungswert nicht gemindert wird, wenn es »Veranstaltung« heißt – und das *Bookmark*, das, obwohl es zumeist im digitalen Zusammenhang verwendet wird, durchaus als »Lesezeichen« bezeichnet werden kann. Andere Begriffe aus dem Englischen sind hingegen ein schöner Gewinn für die deutsche Sprache, weil ihre Übersetzung oft allzu

MORE PRETENCE THAN BEING

Warum kein Engländer einen Smoking tragen, einen Mixer verwenden oder bei einem Barkeeper bestellen würde



Wollte man bis vor rund drei Jahrzehnten von unterwegs aus telefonieren, dann kramte man in seinem Geldbeutel zwei Groschen zusammen und suchte eine Telefonzelle auf, die nicht defekt war (wie es bei vielen dieser gelben Ganzkörper-Kabinen oft der Fall gewesen ist). Dann hoffte man darauf, dass die beiden Zehn-Pfennig-Stücke vom Apparat klaglos akzeptiert wurden und nicht vom Einwurfschacht direkt in die Münzrückgabe durchfielen. Oder aber man besaß eine dieser modernen Telefonkarten, die mit allerlei originellen Motiven bedruckt waren und an entsprechenden Kartengeräten deutlich störungsfreier funktionierten. Was man nicht tat, war mit einem »Handy« zu telefonieren. Erstens weil das Mobiltelefon an sich seinerzeit zwar bereits erfunden worden, aber das Telefonieren mit selbigem damals nahezu unbezahltbar für Otto Normalverbraucher war. Und zweitens weil bislang noch keiner diesen Begriff kannte:

»Handy«. Der kam erst später auf, etwa zeitgleich mit der Einführung des ersten massentauglichen Taschentelefons, des Motorola StarTac 1996, das sich in der Folge weltweit rund 60 Millionen Mal verkauft haben sollte.



Auf welche Weise das Wort »Handy« plötzlich auftauchte, darüber scheiden sich die Geister. Ein Markenname, der zum Gattungsgriff wurde wie etwa der *Walkman* oder der *Jeep*, war es jedenfalls nicht – keine der Anbieterfirmen wie Nokia, Siemens oder eben Motorola hatte sich diese Bezeichnung schützen lassen. Auf den ersten Blick schien das *Handy* deshalb lediglich ein weiterer von vielen englischen Begriffen zu sein, die hierzulande ebenfalls ganz selbstverständlich verwendet wurden wie etwa der *CD-Player*, der *Computer* oder das *Sweatshirt* – allerdings jedoch eben nur auf den ersten Blick. Denn in der englischen Sprache existiert das Wort zwar, aber nur als Adjektiv, das in etwa »praktisch« oder »gesickt« bedeutet. Eine der Hauptfiguren der 1958 vom belgischen Zeichner Peyo erdachten Comicserie *Die Schlämpe* trägt in der deutschen Fassung, die es seit Anfang der Siebzigerjahre gibt, diesen Namen: Der kleine blaue Kerl mit der Latzhose wurde von den Übersetzern »Handy« genannt, weil er mit viel handwerklichem Talent alles reparieren konnte, was in Schlumpfhausen den lieben langen Tag kaputtging. Mit den Schlämpfen aber hatte das Telefon zum Mitnehmen ganz sicher nichts zu tun. Und die Erklärung, das *Handy* stamme von der Hand ab, weil es eben in eine solche passe, erscheint ebenfalls nicht besonders schlüssig. Wenn, dann hätte es ja »Handik« heißen müssen. Und auf Englisch müsste es dann *Handheld* heißen.

DIE 7 SCHÖNSTEN SCHEINANGLIZISMEN

- 1 **Discounter:** Deutschland ist zweifelsohne das Land der »Discounter«. Auf etwas mehr als 5.000 Einwohner kommt in Deutschland heute einer dieser 16.000 Läden. Daher verwundert es nicht, dass auch die Begriffe »Discounter« (in Österreich: »Diskonter«) oder »Discount«-Handel rein deutsche Erfindungen sind. Sie ergeben ja auch Sinn, denn das englische Wort *Discount* heißt nichts anderes als »Rabatt« oder »Nachlass«, und genau den wollen Aldi, Lidl, Penny und Co. ihren Kunden auf jedes angebotene Produkt geben – zumindest sollen wir das glauben. In der englischen Sprache kannte man diese Bezeichnung in Bezug auf den Einzelhandel nicht – bis die ersten Filialen deutscher Ketten auch in Großbritannien und den USA öffneten. Und seitdem hat der lupenreine Scheinanglizismus als *Discount Store* doch noch Einzug in die Originalsprache gehalten.
- 2 **Whirlpool:** Es blubbert, es sprudelt – und es ist auch noch angenehm warm, weshalb der »Whirlpool« gelegentlich auch als »Hot-Whirlpool« bezeichnet wird. Von manchen als Keimschleuder geschmäht, hat sich die meist achteckige Badewanne mit den eingebauten Luftpuffern in den Siebzigerjahren hierzulande durchgesetzt, wenn bei uns auch nur unter diesem lustigen Fantasienamen. Wörtlich übersetzt hieße es »Wirbelbecken«, was natürlich nicht besonders entspannend klingt, und der Originalausdruck *Jacuzzi* war für eine erfolgversprechende Vermarktung offenbar zu sperrig. So allerdings hieß nun mal sein Erfinder, der Italo-Amerikaner Candido Jacuzzi.
- 3 **Beamer:** »*Tonight the super trouper beams are gonna blind me*«, singen Abba in ihrem Welterfolg *Super Trouper* – und benennen darin die gleichnamigen »Scheinwerfer«, die im Jahr 1948 vom

DIE 7 SCHÖNSTEN FALSE FRIENDS

- 1** **Bank:** Ja, eine *Bank* gibt es in der englischen Sprache genauso wie in der deutschen: Als gemeinsame Entlehnung der italienischen *Banca* handelt es sich um die Bezeichnung für ein Geldinstitut. Die ursprüngliche *Banca* war ein »Tisch«, der seine sprachlichen Wurzeln im Langobardischen – einem germanischen Dialekt – hatte. Dort wurde das so benannte Möbelstück von den Geldwechsler benutzt, weshalb es über ein paar deuterische Umwege auch als Sitzgelegenheit in die deutsche Sprache Einzug gehalten hat. Will man sich freilich gemütlich niederlassen, sollte man das auf Englisch lieber nicht auf einer *Bank* machen. Sondern auf der *Bench*, die dort am Wegesrand auf müde Wanderer wartet.
- 2** **Billion:** Dieser sehr gängige Übersetzungsfehler kann richtig teuer werden. Denn die deutsche »Billion« entspricht keinesfalls der englischen *Billion*, sondern der *Trillion*. Diese wiederum wäre hierzulande das Tausendfache davon, und weil das einfach verdammt viele Nullstellen sind, der Einfachheit halber von vorne: Die »Million« – vom lateinischen *mille* für tausend und der Vergrößerungsendung »one« – steht wörtlich übersetzt hier wie da für »Großtausend« und entspricht im Deutschen wie im Englischen der Zahl 1.000.000. Doch ab der »Milliarde« trennen sich die Zählweisen, denn unsere Bezeichnung für tausend Millionen – übrigens bekannt erst seit den Kriegsentschädigungszahlungen von Frankreich an das Deutsche Kaiserreich nach 1871 – heißt im Englischen *Billion*. Warum, weiß man nicht genau. Ist aber vermutlich eh nur für Bill Gates, Jeff Bezos und Mark Zuckerberg von Belang.

THINK LOCAL, SPEAK GLOBAL

Warum die Globalisierung manches unvermeidlich werden lässt und dennoch oft als Ausrede herhalten muss



Eine Ursache für die immer größer gewordene Bedeutung des Englischen in der deutschen Sprache liegt in der Rolle, die unsere heutige Lieblingsfremdsprache nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs zumindest in Westdeutschland gespielt hat. Das Deutsche war sowohl international als auch in Teilen der eigenen Bevölkerung in Misskredit geraten – was unter anderem auch daran lag, dass sich die NSDAP der Sprache als Propagandamittel bedient hatte. Nach Kriegsende fand denn auch eine rasche begriffliche Entnazifizierung statt, vor allem in den Bereichen Politik, Justiz, Bildungswesen, Wirtschaft und Werbung. Viele Terminologien der NS-Diktatur verschwanden förmlich von einem Tag auf den anderen. Welchen Stellenwert die deutsche Sprache in der Stunde Null besaß, zeigt auch der letzte Satz in der Kapitulationsurkunde vom 8. Mai 1945: »Diese Erklärung ist in englischer, russischer und deutscher Sprache aufgesetzt«, heißt es da zwar, liest man jedoch weiter, steht dort: »Allein maßgebend

COME IN AND FIND OUT

Wie uns manche Marktschreier für dumm verkaufen wollen



Ein, nennen wir es mal etwas spitzfindig, *Undersector* der Geschäftssprache mit einer besonderen Anfälligkeit für die Verwendung englischer Wörter oder gar ganzer Sätze ist – die Reklame. Der Ausgangsbegriff dieses nahezu unverändert aus dem Französischen übernommenen Ausdrucks ist das lateinische Verb *reclamare*, was ungefähr so viel bedeutet wie »dagegen anschreien« (die »Werbung« stammt, wie man sich denken kann, etwas weniger prätentiös vom mittelhochdeutschen Verb »werben« ab, das wiederum von »wirbeln« abgeleitet sein könnte). Und laut war Reklame schon immer, seit sie erfunden wurde, um die darin angepriesenen Dinge an den Mann und später auch an die (Haus-)Frau zu bringen. Zwar soll es bereits im vor fast 2.000 Jahren nach dem Ausbruch des Vesuv untergegangenen Pompeji so etwas Ähnliches wie Werbetafeln gegeben haben. Die Urheber all unserer Verkaufsfördermaßnahmen aber waren vermutlich die Marktschreier des Mittelalters, die kreuz und quer durch die Lande zogen und ihre Waren und Dienstleis-

WHY A COMPUTER IS STILL BETTER THAN A DATEN- VERARBEITUNGS- ANLAGE

Warum sich eine Sprache trotzdem weiterentwickeln muss



Dass wir uns über manch ausufernden Einfluss des Englischen auf unsere Sprache aufregen, ist nicht nur statthaft, sondern zwingend erforderlich. Würden wir nämlich gar nicht mehr dagegen aufbegehren, warum etwa der Einzelhandel die Jahreszeiten augenscheinlich nicht mehr in Frühling, Sommer, Herbst und Winter unterteilt, sondern vorzugsweise in *Spring Sale*, *Summer Sale*, *Fall Sale* und

THIS MAKES NO SENSE

Was wir noch alles gedankenlos aus dem Englischen übernehmen



Mit der Beurteilung von Musik verhält es sich wie mit der Beurteilung von allen anderen Kunstformen – und auch für Essen, Kleidung oder eine Flasche Wein gilt: Die Geschmäcker sind so verschieden wie das Angebot, und Schönheit liegt immer im Auge des Betrachters – oder in diesem Fall besser gesagt: im Ohr des Zuhörers. Der eine lauscht lieber Richard Wagner, der anderer erwärmt sich für Helene Fischer, und wiederum andere sind Feuer und Flamme für die Herren von Rammstein. Derlei unterschiedliche melodiöse Vorlieben lassen sich vermutlich nicht miteinander vereinbaren, aber immerhin sind die Texte der genannten Künstler dahingehend vergleichbar, dass man sie aufgrund derselben Ausgangssprache einander gegenüberstellen und beurteilen kann.

»Wer möchte da nicht ledig sein – sein Weib gäb' mancher gern wohl drein«, heißt es bei Wagners zur Hochkultur zählenden Oper *Die Meistersinger von Nürnberg*; die Zeilen könnten aber auch so

oder ähnlich in einem Schlagertext auftauchen. Und wenn Frau Fischer singt, sie glaube an große Träume, denn oft sei in der Asche noch immer etwas Glut, dann sieht das wenigstens auf dem Papier und mit einem hineingedachten rollenden »r« beinahe nach Rammstein aus, während deren Sänger Till Lindemann alles andere als brachial schmachtet, dass der Abend ein Tuch aufs Land und auf die Wege hinterm Waldesrand werfe, was dann aus lyrischer Sicht fast schon wieder in den *Meistersingern* auftauchen könnte.



Auch wenn die Tonfolge vermutlich einen größeren Einfluss auf Erfolg oder Misserfolg eines Liedes hat, ist also die Sprache natürlich ein ganz wesentlicher Bestandteil von Musik, und es erscheint nur folgerichtig, dass es sich um die Muttersprache handeln sollte, will man sein Publikum wirklich in den Tiefen seiner Seelen erreichen. Manche Titel aus den vergangenen 60 Jahren sind auch und gerade wegen ihrer originellen, melancholischen oder politischen Texte zum kulturellen Allgemeingut geworden – wie *Skandal im Sperrbezirk*, *Die da?*, *Griechischer Wein*, *Ein bisschen Frieden* oder *Verdammt ich lieb' Dich*, um nur einige zu nennen. In vielen Deutschkursen werden den Schülern besonders eingängige deutsche Musikstücke etwa von Unheilig, Pur, Herbert Grönemeyer oder Glasperlenspiel vorgespielt, um das Lernen spielerischer zu gestalten. Etliche Lieder wurden ihrer Aussage wegen von Rundfunksendern boykottiert, weil man um das sittliche Wohlergehen der Zuhörer fürchtete – wie etwa Falcos *Jeanny* wegen angeblicher Gewaltverherrlichung (»Niemand wird dich finden, denn du bist bei mir.«), *Burli* von der Ersten Allgemeinen Verunsicherung aufgrund der mutmaßlichen Bloßstellung von

Behinderten (»Am Kopf hat er ein Schwammerl.«) oder Manuela's *Schuld war nur der Bossa Nova* wegen der Textstelle »Doch am nächsten Tag fragte die Mama: Kind, warum warst du erst heut' Morgen da?«, die im Jahr 1963 noch als anstößig empfunden wurde. Als zwei Jahrzehnte später während der Neuen Deutschen Welle Stephan Remmler von der Gruppe Trio einfach nur »Da da da« mehr sprach als sang, wähnte manch traditioneller Germanist schon den Untergang der deutschen Musikkultur. Und die zahlreichen spätpubertären Reime einiger selbst ernannter *Ghetto Rapper*, die weitaus weniger oft aus einem »Armenviertel« stammen, als ihr Etikett suggeriert, bringen regelmäßig Eltern, Lehrer und konservative Politiker zur Weißglut und katapultieren sich dadurch in die Verkaufslisten.



Die Frage ist, warum uns all das bei englischen Texten weitaus weniger umtreibt, wenn wir dieser Sprache schon einen so hohen Stellenwert einräumen? Dies gilt umso mehr, weil trotz des stärker werdenden kommerziellen Erfolgs deutschsprachiger Lieder – so betrug der Anteil der Erzeugnisse deutschsprachiger Künstler am Gesamtumsatz der Musikindustrie zuletzt regelmäßig über 40 Prozent – noch immer nach einer Expertenschätzung beinahe 90 Prozent der im Radio gespielten Titel englische Texte haben. Und bei denen scheinen wir seit jeher nicht ganz so genau hinzuhören, was

die internationalen Vertreter des musikalischen Massengeschmacks alles von sich geben. Denn selbstverständlich entlarven wir einen einfallslosen, unsinnigen oder einfach nur einfältigen Text deutlich schwerer, wenn wir ihn nicht oder nur sehr ungenau verstehen – was bei vielen englischsprachigen Stücken der Fall sein dürfte, ganz unabhängig vom Zeitpunkt der Veröffentlichung.



Schauen wir uns exemplarisch Dean Martin an, den weltberühmten Interpreten zahlreicher, bis heute beliebter Gassenhauer. Er beglückte verliebte Menschen von den USA bis Europa 1950 mit dem italienisch-englischen Lied *That's Amore* und betonte darin: »*When a moon hits your eye like a big pizza pie – that's amore.*« Das bedeutete auf Deutsch ungefähr: »Wenn der Mond dein Auge trifft wie eine große Pizza, dann ist es Liebe.« Allerdings bleibt die Begründung aus, warum die Gefühle gerade dann aufflammen sollten, wenn einem ein belegter Teigladen ins Gesicht fliegt.

Oder etwa Donna Summer, ihres Zeichens weithin anerkannte Tanzmusik-Königin der Siebzigerjahre. Sie teilte uns in ihrem *Song MacArthur Park* Folgendes mit: »*Someone left the cake out in the rain. I don't think that I can take it, because it took so long to bake it. And I'll never have that recipe again.*« Das reimt sich hervorragend nach dem bewährten umarmenden Schema abba, die Melodie ist gefällig, und deshalb wundert sich anscheinend niemand darüber, dass die Dame eigentlich beklagt, jemand habe den Kuchen, den sie auf so mühevolle Weise gebacken habe, im Regen stehen lassen und sie besitze das Rezept nicht mehr – was in dieser Deutung weniger nach mitreißender Tanzmusik klingt, oder?

Einer der bekanntesten Achtziger-Klassiker ist *Manic Monday* der Gruppe *The Bangles*, übersetzt »Die Armreife« (und keinesfalls »Die Bengel«), der auch heute noch zu den meistgespielten Liedern aller Zeiten gehört. Für diesen ließ sich der Komponist und Texter Prince Rogers Nelson, besser bekannt unter seinem Pseudonym Prince, folgenden *Refrain* einfallen: »*I wish it was sunday. That's my funday. My I-don't-have-to-run-day.*« Auf Deutsch: »Ich wünsche, es wäre Sonntag. Das ist mein Spaßtag. Mein Ich-muss-nicht-rennen-Tag.« Wohin Prince und die Damen von den Armreifen von Montag bis Samstag indes rennen müssen, erschließt sich aus dem Ohrwurm leider nicht.

In den Neunzigerjahren landete die Sängerin Des'ree mit *Life* einen Welthit. In Großbritannien wurde die Veröffentlichung sogar für die renommierten Brit Awards nominiert – trotz des dichterischen Offenbarungseids »*I don't want to see a ghost. It's a sight that I fear most. I'd rather have a piece of toast*«, was auf Deutsch so klingen würde: »Ich will keinen Geist sehen. Vor diesem Anblick habe ich am meisten Angst. Ich hätte lieber ein Stück Toastbrot.« Ein solches Kastenbackwerk, früher im Deutschen noch als »Bähnschnitte« veralbert, ist vermutlich nicht die naheliegendste Kompensation, wenn man sich vor übersinnlichen Mächten fürchtet. Aber es reimt sich im Englischen halt so schön.

Shakira berichtete Anfang des neuen Jahrtausends in *Whenever, Whereever*: »*Lucky that my breasts are small and humble. So you don't confuse them with mountains.*« Sinngemäß sei sie demnach glücklich, dass ihre Brüste klein und bescheiden wären, weil man diese so nicht mit Bergen verwechseln könne. Warum man das hätte tun sollen, bleibt im Dunkeln, aber immerhin ist die Dame als gebürtige Kolumbianerin sprachlich entschuldigt.

Lady Gaga macht ihrem Künstlernamen alle Ehre, indem sie in *Bad Romance*, neben vielen für den Inhalt eher zu vernachlässigenden Dehnlaute wie »Rah rah ah« oder »Gaga oh-lala«, zum Besten gibt: »*I want your ugly, I want your disease, I want your everything, as long as it's free*« – also: »Ich will deine Hässlichkeit, ich will deine Krankheit, ich will alles von dir, solange es nur kostenlos ist«, was beim Hören in der englischen Originalsprache irgendwie sehr viel lässiger wirkt, als es sich in geschriebener Form auf Deutsch liest.



Versuchen sich gar einheimische Produzenten an englischsprachigem Liedgut, wird es in Sachen Tiefgang oftmals noch etwas seichter, was zwar manchmal eine abenteuerliche Aussagekraft besitzt – aber ebenfalls keinerlei Auswirkungen auf die Erfolgssaussichten haben muss: Die aus Frankfurt stammenden Hintermänner des Musik-Projektes *Snap* (»Schnappen«) hielten uns vor fast 30 Jahren zum Narren mit ihrem unverwechselbaren Nummer-eins-Titel *Rhythm is a Dancer*, der dichterisch als »Rhythmus ist ein Tänzer« sicher etwas holpriger in unserem Hörzentrum angekommen wäre. In Dieter Bohlens größtem Erfolg *You're my Heart, you're my Soul*, in dem sich *forever* ohne Zusammenhang auf *together* reimt und *grow* auf *know*, heißt es »*Let's close the door and believe my burning heart, feeling*



alright, come on open up your heart, keep the candles burning, let your body melt in mine« – übertragen ins Deutsche: »Lass uns die Türe schließen und meinem brennenden Herzen glauben. Fühle dich gut, öffne dein Herz. Lass die Kerzen brennen und deinen Körper in mir schmelzen.« Diese etwas verschrobene Dramatik passt ganz gut zu dem Feuer, das auch ansonsten in dem Lied fortlaufend lodert (»*Deep in my heart, there's a fire that's burning hard*«), und zu den Gefühlen, deretwegen Sänger Thomas Anders ständig zu sterben drohte (»*I'm dying in emotions.*«).

Das Paradebeispiel für die Irreführung unserer Ohren in der englischen Sprache aber dürfte die Gruppe *Scooter* (zu Deutsch: »*Roller*«) um den friesischen Sänger, Komponisten und Texterfinders Hans Peter Geerdes alias H. P. Baxxter sein. Seine Liedtitel lauteten unter anderem »Wie viel kostet der Fisch?« (*How much is the Fish?*), »Hinter der Kuh« (*Behind the Cow*) oder »David isst nicht« (*David doesn't eat*), aber der Bass übertönte ohne Probleme textliche Verwirrungen wie »*I spit bricks, got the kicks in the mix. My pricks long out the ricks*« aus dem Song *The Question is What is the Question?*, was so viel heißt wie: »Ich spucke Ziegelsteine, habe die Tritte in der Mischung. Meine Stachel sind eine Rüstung«. Solche Zeilen widersprachen jeglicher Logik, aber sie sind sicherlich nicht dazu da, übersetzt zu werden. Sie sollen stattdessen einfach die auditorischen Reize in unseren Gehirnen erreichen – nicht mehr. Und das gelingt, auch wenn der Text keinerlei Sinn ergibt.

Abgesehen von all dem gerade erwähnten Quatsch können wir allerdings viele inhaltliche Zusammenhänge von gerne und oft gehörten Liedern gelegentlich ebenso wenig nachvollziehen: So geht es in

Aquas scheinbar fröhlichem *Barbie Girl* aus dem Jahr 1997 vielmehr um die ständige Verfügbarkeit und sexuelle Belästigungen, denen sich die weibliche Hauptperson des Textes ausgesetzt sieht.

Bruce Springsteens *Born in the USA* wird häufig als vordergründig patriotische inoffizielle Hymne der Vereinigten Staaten empfunden, dabei kritisiert der Künstler darin sehr offen den Umgang mit den Veteranen aus dem Vietnamkrieg. Und *Bobby Brown goes down* von Frank Zappa ist mitnichten ein belangloser Gute-Laune-Reißer, sondern eine bitterböse Parabel über einen wohlhabenden Studenten, der als begehrtester Junge der Stadt gilt, bis er nach dem Geschlechtsverkehr mit einer Lesbe so traumatisiert ist, dass er fortan als Homosexueller mit Vorlieben für Sadomasochismus und Urophilie leben muss. Dass sich das Lied in Europa deutlicher besser verkauft hat als in Zappas Heimatland USA, könnte daran gelegen haben, dass man ihn und anzügliche Begriffe wie *Tower of Power* oder *golden Shower* hier nicht verstanden hat.



Dies gilt auch für eine ganze Reihe an Redewendungen, die wir ebenfalls erst in der jüngeren Vergangenheit in unseren Sprachgebrauch eingebracht haben: So verwenden wir seit einiger Zeit Floskeln, die als teilweise grammatisch falsche Entlehnungen aus der englischen Sprache anzusehen sind. Zum Beispiel sagen wir – Sprachforschen zufolge vermutlich seit den späten Siebzigerjahren – sehr gerne und immer selbstverständlicher »Das macht Sinn« vom englischen »*That makes sense*«, obwohl genau das im Deutschen eben keinen Sinn macht. Das ist insofern ärgerlich, weil das nicht besonders einfallsreiche Universalverbum »machen« inzwischen

ohnehin in unserer Sprache überrepräsentiert ist – auf Kosten vieler anderer deutlich anschaulicherer Wörter wie »fertigen«, »herstellen«, »bewirken«, »hervorrufen« oder »ausführen«. Darüber hinaus passt »machen« nicht recht in diesen Zusammenhang: Ein Sinn kann weder »gefertigt« noch »ausgeführt« oder »hergestellt« werden. Stattdessen »ergeben« die Dinge bei uns einen Sinn.

Auch die Platte, jemand »mache einen guten Job«, zählt in diese Kategorie. Der- oder diejenige erledigt seine Aufgaben vielleicht zu aller Zufriedenheit, unter Umständen hat er oder sie die Erwartungen an die Bewältigung dieser Aufgabe sogar übertroffen. Keinesfalls aber ist alles, was ein anderer zu leisten imstande ist, ein *Job* – der nämlich ist in seiner korrekten Übersetzung aus dem Englischen die »Arbeit«, eine »Anstellung« oder ein »Posten« und damit nicht geeignet, die vor allem aus dem US-amerikanischen Englisch stammende Phrase *to do a good job* identisch ins Deutsche zu übersetzen – wiewohl der *Job* an sich ohnehin für alle Arten von Tätigkeiten herhalten muss, obwohl wir an sich das Geleistete doch recht konkret benennen könnten.

In einem ähnlichen Kontext wurde auch die Floskel *to work hard* mit »hart arbeiten« eingedeutscht, obschon uns doch immer nachgesagt wurde, besonders »fleißig«, »eifrig«, »gewissenhaft« oder »ausdauernd« zu sein. »Hart« jedoch ist ein nicht weicher Gegenstand oder ein unbarmherziger Mensch, eine Handlung hingegen eher nicht.

Das mag auch »am Ende des Tages« noch zutreffen, einer weiteren urplötzlich irgendwann in den späten Neunzigerjahren in der deutschen Sprache aufgetauchten Begrifflichkeit, die vom englischen *at the end of the day* herrührt. Angewandt wird diese eigentlich im

übertragenen Sinn und ist keineswegs auf den zeitlichen Ausklang eines bestimmten Wochentags gerichtet. »Am Ende des Tages« wirkt daher bei uns oftmals missverständlich und ließe sich auch und vor allem viel sinngemäßer durch die schönen deutschen Wörter »schließlich«, »letztlich« oder »letzten Endes« ersetzen, womit dann auch vollends klar wäre, dass es sich nicht um die Minuten oder Sekunden vor Mitternacht handelt, sondern um den in der Zukunft liegenden Abschluss einer Entwicklung. Und damit kann diese begriffliche Anleihe in unserer Sprache auch kein geflügeltes Wort sein, sondern bleibt nur eine Worthülse.

Kurios ist auch, dass wir viele Dinge nur noch »realisieren«, was streng genommen gar nicht geht. Denn das vom spätlateinischen *realis* stammende Wort steht in unserer Sprache für »ausführen«, »durchführen«, »verwirklichen« »zustande bringen« oder »in die Tat umsetzen«. Und nicht, wie das englische Verb *to realize*, für »feststellen« oder »bemerken«. Wenn wir also etwas »realisieren«, dann befinden wir uns normalerweise mitten in einem Projektprozess – und nicht in einem Erkenntnisprozess.

Zumindest »nicht wirklich«, einer weiteren sprachlichen Anleihe aus dem in diesem Falle britischen Englisch, in dem *not really* eine sehr häufig verwendete Umgehung einer klaren Verneinung darstellt. Wenn ein Gesprächspartner diese Floskel in seine Antwort einbaut, dann will er höflich sein, trotzdem aber seine Abneigung oder seinen Zweifel einer bestimmten Sache gegenüber kundtun. Bei uns allerdings kann man »eigentlich nicht« oder gleich ein direktes »Nein« verwenden. Dann bleiben zumindest keine Fragen mehr offen.

Zuletzt hat sich das alte und an sich aussagekräftige Adjektiv »tatsächlich« von einem erstaunten Ausruf im Sinne von »wahr-

haftig«, »bei Gott« oder »ohne Übertreibung« zur plumpen Nachahmung des englischen Gemeinplatzes *actually* entwickelt. Und in dieser Deutung lässt es sich »tatsächlich« problemlos mehrmals in einen einzigen Satz einbauen, der damit »tatsächlich« bedeutsamer klingen soll, als er »tatsächlich« gemeint war.



Auch bei Sprichwörtern müssen wir aufpassen, nicht in diese Falle zu tappen, die allzu schnell zuschnappen kann, wenn wir Begriffe und Satzbau des Englischen einfach auf unsere eigene Sprache anwenden und ihr damit einen Umhang verpassen, der ihr naturgemäß nicht immer steht. Es existieren zwar einige Redewendungen, die in beiden Sprachen gleichermaßen Gültigkeit besitzen: »*Laughter is the best medicine*« etwa entspricht exakt der deutschen Volksweisheit »Lachen ist die beste Medizin«, die wohl schon seit dem Mittelalter als Fürsprache für eine positive Lebenseinstellung eingesetzt wird – und inzwischen sogar wissenschaftlich belegt ist. »*One can't see the wood for the trees*« bedeutet »Jemand kann den Wald vor lauter Bäumen nicht sehen«, meint hier wie dort, das allzu Offenkundige nicht erkennen zu können – und geht auf den schwäbischen Dichter Christoph Martin Wieland zurück, einen der wichtigsten deutsch-sprachigen Schriftsteller der Aufklärung. »*Where's there's a will, there's a way*« findet sich ohne genauere Herkunftsangabe seit 1822

in einem englischen Wörterbuch und bereits rund 30 Jahre später als »Wo ein Wille ist, da ist ein Weg« auch in der deutschen Sprache wieder. Und »Lucky at cards, unlucky in love« kommt unserem »Glück im Spiel, Pech in der Liebe« sehr nahe, welches seinen Ursprung vermutlich in einem lateinischen Spruch aus Tacitus' Zeiten von vor rund 2.000 Jahren hat, als in Rom das Würfelspiel erdacht wurde – und diejenigen, die zu viel Geld und Zeit für diese Beschäftigung aufwandten, des Öfteren ein Problem mit der Frau oder der Geliebten bekamen. Oder mit beiden.



Keinesfalls kann man aber das 1837 in einer hiesigen Sprichwortsammlung erstmals erwähnte »Wer rastet, der rostet« mit »Whoever rests rustes« übersetzen – dieser Ausspruch heißt im Englischen korrekterweise »A rolling stone gathers no moss«, wörtlich ins Deutsche übersetzt: »Ein rollender Stein setzt kein Moos an«, was freilich auch sehr treffend ist.

Niccolo Machiavellis »Der Zweck heiligt die Mittel« entspricht nicht »The purpose sanctifies the resources«; stattdessen sagt man auf Englisch »Dirty water will quench fire« – »Dreckiges Wasser löscht das Feuer«. Der Satz »Auch ein blindes Huhn findet mal ein Korn« steht nicht für »A blind chicken sometimes also finds a grain«. Wer auf Englisch betonen möchte, dass selbst dem Unfähigsten

manchmal etwas gelingen kann, spricht von »*Every dog has its day*«:
»Jeder Hund hat seinen Tag.«

»Das ist nicht dein Bier!« geht nun wirklich niemanden etwas an im Falle von »*This is not your beer!*«, findet aber einen Adressaten, wenn man die schöne Redensart »*Keep your breath to cool your porridge!*« benutzt: »Behalte deine Atem, um deinen Haferbrei zu kühlen!«

»*Equal and equal likes to join themselves*« würde kein der englischen Sprache mächtige Mensch verstehen, aber »*One beetle recognizes another*« schon. Nur »Ein Käfer erkennt einen anderen« stimmt sinngemäß überein mit unserem aus der Psychoanalyse stammenden »Gleich und gleich gesellt sich gern«. Das vom lateinischen »*Aurora habet Aurum in ore*« übernommene »Morgenstund' hat Gold im Mund« heißt nicht »*Morning hour has gold in the mouth*«, wohl aber »*The early bird catches the worm*«, was als »Der frühe Vogel fängt den Wurm« ebenfalls Einzug in unseren Sprachschatz gehalten hat, um zu betonen, dass sich frühes Aufstehen geschäftlich lohnt. Und man kann zwar im Englischen nicht wie bei uns seit den unseligen Zeiten der Pest »warten, bis man schwarz wird«: »*You can wait until you are getting black*« existiert im Englischen nicht. Dafür aber »*You can wait till the cows come home*«, was sogar ein noch fantasievollereres und nicht ganz so dramatisches Bild ergibt als der Vergleich mit einer sich dunkel färbenden Leiche.

Überhaupt sind viele englische Redewendungen im Vergleich zu manch eher sachlich geflügeltem deutschen Sprichwort äußerst metaphorisch, was man etwa beim herrlichen »*You can't make a silk purse out of a sow's ear*« – wörtlich übersetzt: »Du kannst keine Seidenbörse aus einem Schweineohr machen« – feststellen kann, was

unserem nüchternen »Von nichts kommt nichts« nahekommt. Oder »*The straw that breaks the camel's back*«, zu Deutsch »Der Strohalm, der den Rücken des Kamels bricht« im Sinne von »Was zu viel ist, ist zu viel«. Und unser banales »Es ist nicht vorbei, ehe es vorbei ist.« heißt im Englischen wunderbar anschaulich »*It ain't over till the fat lady sings*«, entstanden durch die beliebte Walküre Brünnhilde, die am Ende der *Götterdämmerung* in Wagners *Ring der Nibelungen* zum finalen Solo ansetzt.

Selbstverständlich gäbe es noch zahlreiche weitere Beispiele, die sich hier anführen ließen – von dem aus der *Rolandsage* entsprungenen »*A Roland for an Oliver*«, der englischen Entsprechung von »Wie Du mir, so ich Dir« bis »*You scratch my back, I'll scratch yours*« als Gegenstück zu »Eine Hand wäscht die andere«. Aber wie heißt es doch so schön? »*In the shortness lies the spice*« Oder wie auch immer das auf Englisch lauten mag.



WHAT LITTLE HANS DOES NOT LEARN, BIG HANS LEARNS NO MORE

*Welche Auswirkungen die Entwicklung auf
künftige Generationen haben könnte*



»What little Hans does not learn, big Hans learns no more.« Dieses schöne Sprichwort gibt es im Englischen übrigens so ebenfalls nicht. Wollte man damit sagen, dass das, was Hänschen nicht gelernt hat, ein älter gewordener Hans nimmermehr lernen wird, müsste man »You can't teach an old dog new tricks« verwenden: »Du kannst einem alten Hund keine neuen Kunststücke beibringen.« Die zugrundeliegende Problematik aber wird sowohl beim deutschen als auch beim englischen Sinspruch gleichermaßen behandelt: Wer schon

DIE 7 SCHÖNSTEN ANGLIZISMEN

- 1 **Shitstorm:** Einfach unerreicht! Die bei uns erst seit knapp einem Jahrzehnt existente Umschreibung für das, was sich im *Internet* zusammenbrauen kann, wenn viele Menschen mit der Meinung eines Einzelnen nicht einverstanden sind. Zuvor bezeichnete der Begriff im Englischen einfach eine sehr unangenehme Situation. Eine deutsche Übersetzung ist kaum möglich, und der »Sturm im Wasserglas« zeichnet nicht wirklich das treffende Bild für dieses fragwürdige Phänomen des digitalen Zeitalters. Der *Shitstorm* mit inzwischen 3,4 Millionen Ergebnissen alleine bei Google füllt leider eine echte deutsche Wortschatzlücke.
- 2 **Training:** Was würden wir nur stattdessen verwenden? Wir *trainieren* auf körperliche Höchstleistungen hin, am Spielfeldrand einer jeden Sportart stehen *Trainer* und *Co-Trainer*, es gibt *Zirkeltrainings*, *Trainingsgeräte* und *Trainingsprinzipien*, und sogar der *Trainingsanzug* ist – je nach sozialer Zugehörigkeit – zu einem weithin anerkannten Kleidungsstück geworden. Dabei handelt es sich dem Wortsinn nach beim *Training* doch eigentlich nur um eine »Ausbildung«. Aber wer würde schon nach einer Niederlagenserie im Fußballstadion rufen: »Ausbilder raus?«
- 3 **Megastar:** Gibt es etwas, was den Status eines äußerst bekannten Zeitgenossen noch »superlativer« beschreiben könnte? Ein *Megastar* klingt nach unendlichem Erfolg, maßlosem Reichtum und einem Leben, das mit dem kümmerlichen Dasein von uns Normalsterblichen nicht das Geringste mehr zu tun hat. Und so übernahmen wir,

AFTERWORD



Doch wie können wir den genannten Einflüssen von außen denn nun konkret entgegentreten: mit gesetzlichen Verboten, einer Muttersprachen-Quote für Radiosender und Werbetreibende, einer Aufnahme der deutschen Sprache als schützenswertes Gut in unser Grundgesetz? Wahrscheinlich würde all dies nichts bringen. Aber sollten wir deshalb die Anglizismen einfach gewähren lassen und darauf vertrauen, dass sich alles eines Tages wieder einpendeln wird, dass sich also im besten Falle der *Workshop* irgendwann zum »Kurs« zurückverwandelt, der *Sneaker* zum »Turnschuh« und die *Location* zum »Ort«? Nun, vermutlich wird das nicht passieren.

Was uns jedoch bleibt, ist, den steten Sprachwandel als Teil unserer Kultur zu akzeptieren – und uns darauf zu besinnen, wie schön unsere Sprache doch eigentlich ist. Immerhin ist es die Sprache, in der die meisten von uns träumen. Die Sprache der Gutenachtgeschichten, die uns unsere Eltern vorlasen. Die Sprache, mit der einige der größten Dichter der Literaturgeschichte arbeiteten, und die Sprache, in der es ein paar Dutzend verschiedene Begriffe für den Zustand gibt, betrunken zu sein, von »blau« über »hacke« bis »sternhagelvoll«.

Sie kennt die Wörter »Gänseblümchen«, »Feierabend«, »Arschgeige« und »Sollbruchstelle«. Sie hat – je nach Zählweise – bis zu 140 verschiedene Dialekte. Sie ist in ihren Ausdrücken oft sehr präzise, wie schon Kurt Tucholsky wusste, der sagte: »Denn wer die Sprache

DIE 7 SCHÖNSTEN DEUTSCHEN WÖRTER

(DIE MAN NICHT ÜBERSETZEN KANN)

- 1 Dreikäsehoch:** Einen *Three-cheese-high* sucht man im Englischen natürlich vergeblich; dort findet man als Entsprechung allenfalls den *Half-pint* – also den »Halben« (im Sinne eines im Vergleich zum Normalmaß halb so großen Bieres). Bei uns jedoch existiert diese wunderschöne Beschreibung eines sehr kleinen Kindes seit dem frühen 18. Jahrhundert; zumindest tauchte um diese Zeit der »Dreikäsehoch« erstmals in der Umgangssprache auf. Der Urheber des Wortes ist leider unbekannt, aber sein Gedanke, eine ungefähre Größenangabe anhand dreier aufeinandergestapelter Laibe Käse zu veranschaulichen, ist warmherzig, witzig – und einzigartig.
- 2 Baumkrone:** Wir Deutschen hegen seit jeher eine besonders innige Beziehung zu unseren Bäumen. Wir widmeten ihnen zahllose Lieder und Erzählungen, und unsere großen zusammenhängenden Waldgebiete wie der Schwarzwald, der Taunus oder der Spessart durchzieht geradezu eine mystische Aura, die zu allerlei Sagen inspirierte. Kein Wunder, dass wir unsere Nationalpflanze eines Tages sprachlich in den Stand von Königen erhoben haben – und ihr folgerichtig eine »Baumkrone« aufsetzten. Im Englischen findet man hoch oben auf Eiche, Ahorn oder Buche nur ein *Treetop* – das englische Wort für die im Vergleich zur Krone eher banale Baumspitze. Lautmalerisch übersetzt reicht das im Deutschen nur für den Markennamen eines süßen Getränkessirups.

In der Fußgängerzone, im Büro,
in den Medien und in der Politik –
die englische Sprache begegnet uns
überall. Begriffe wie »Job«
und »Workflow«, »chillen« und
»voten« oder »Shopping« und »Sale«
gehören längst zum Alltag.
Aber wann sind Anglizismen sinnvoll –
und wann nehmen sie unfreiwillig
komische oder gar absurde
Züge an?

Spiegel-Bestseller-Autor
Andreas Hock begibt sich
auf eine historische und humorvolle
Spurensuche – und beleuchtet den
Einzug des Englischen ins Deutsche
von den Anfängen bis zum
»Worst Case«-Szenario ...

ISBN 978-3-411-74889-1
10 € (D) · 10,30 € (A)



9 783411 748891

www.duden.de